

Kurt Grobecker

„ON AIR“

ALS REPORTER UNTERWEGS FÜR DEN
NORDDEUTSCHEN RUNDFUNK

Medien-Verlag Schubert

ISBN 978-3-937843-33-9

© Copyright 2012 by Medien-Verlag Schubert, Hamburg.
Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdrucks und der
fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Satz und Layout: Medien-Verlag Schubert / Thomas Börnchen

Druck: Grafisches Centrum Cuno

Printed in Germany

Inhalt

Ein Wort vorweg von Julia Grobecker: <i>Spurensuche im Äther</i>	7
Zur Einstimmung: <i>Zum ersten Mal auf Sender</i>	9
Ausgerechnet Oper: <i>Vom Segen eines Zufalls</i>	11
„Verzeihung, wenn ich Sie nicht beleidigt habe“: Zynismus als Markenzeichen	16
„Da kommt unsere Nachrichtentruppe aus dem Ersten Weltkrieg: Mit Flugzeugen über Norddeutschlands Straßen	19
Mit ‚ADAC 25‘ in der Luft: Von Grenzerletzungen, Pflaumenkuchen und Aprilscherzen	24
Erfolgserebnis im „Sacher“: Wiener Arroganz hanseatisch ausgepunktet	30
Missglückter Handkuss mit Amüsierpotential: Ein rechter ‚Jap‘ gegen die gesellschaftliche Etikette	34
Der „Onkel Tom“ von Togo: Erlebte Lebensphilosophie auf der Stadtpromenade	36
Gewöhnungsbedürftig – aber einprägsam: Ein Dinner nach Häuptlingsart	39
„Das könnt ihr doch nicht machen . . .“: Das Schockerlebnis eines sympathischen Kollegen	43
Folgenreicher Fehlstart nach Saudi Arabien: Vorgeschmack auf den arabischen Lebensstil	47

Höchste Bewunderung und tiefe Abscheu in Riad: Erlebte Widersprüche einer großen Kultur	51
„Wer macht das?“: Präludium zu einem gesellschaftlichen Highlight	56
Mit fremden Federn auf glattem Parkett: Von der Vermeidung einer Blamage	61
Abenteuer Nigeria: Im Nest des Habichts	65
Nützlicher Rat von Insidern: „. . . dann müsst ihr sehen, dass ihr schnell wegkommt!“	69
Am Rande eines „Grünkollers“: Mit einem Hollywood-Double auf Dschungeltour	72
„Thank you, white man!“: Rülpsendes Großwild unter grinsendem Vollmond	76
Mit den Ratten auf du und du: Opfer der „landesüblichen Geiselhaft“.	80
„Ob’s wohl gut geht?“: Mit einem fliegenden Holländer Kurs Kano	84
Mit PA 28 Kurs Nordafrika: Grandioses Naturerlebnis an Homers Ende der Welt	88
Europäische Salonmusik auf Arabisch: Ein delikates Begleitprogramm zum Menü	93
Mit ‚Immelmanns Turn‘ aus der Gefahrenzone: Ein fliegerisches Lehrstück über der Sierra Morena	99
Eine Lektion fürs Leben: „Unter den Wolken wartet auf Sie . . . die Ewigkeit“	104

„Du raus! Er fliegt heute!“: Von der Duldsamkeit eines Chinesen	107
Eisiges Schweigen im Meiji-Theater: Eine gefühlte Ewigkeit in einem Vakuum	111
Ein Festbankett á la chinoise: Zwanzig ‚Gambays‘ für einen Buchsbaum	115
Glenn Miller auf Chinesisch: Falsche Töne, richtige Teekultur und eine missverstandene Freundlichkeit	119
Eine „Bauchentscheidung“ als Lebensretter: Durch einen Zufall dem Tod entronnen	123
Ein Hauch von Privatjet: Mit Sterling Airways Kurs Ostasien	126
Verwirrung um ein unmoralisches Angebot: Das Missverständnis um eine „Message“	128
Eine Göttin im Goldenen Käfig: Das leidvolle Leben der personifizierten Unschuld	131
Das erste und das letzte Mal: Missglückter Selbstversuch am Annapurna	133
Ein Scheiterhaufen für den König: Ergreifende Vorbereitung auf die Reinkarnation	136
Das ‚Kleine Schwarze‘ für die Cousine der Königin: Zum Tee bei Lady Strathmore	141
Nicht ganz wahr – aber auch nicht ganz unglaublich: Von Legenden und Geistern umweht	147
Alltagsroutine, Glücksmomente und peinliche Begegnungen: Von schwierigen und weniger komplizierten Interviewpartnern	151

Einem Kaphornier in die Seemannsseele geblickt: „Was soll man da schon erleben?“	157
Radio-aktives Urgestein mit Ecken und Kanten: Ein Reporter, der Rundfunkgeschichte geschrieben hat	161
„Ende der Audienz!“: Magenknurren im ‚Landhaus‘ und kein Hochzeitsdrink	164
„Die DDR bleibt nichts schuldig“: Ein Mitwirkungsvertrag für den Klassenfeind	168
Abschiedsvorstellung im ‚Paradiestal‘: Als Belohnung eine Flagge aus Kaisers Zeiten	174

Ein Wort vorweg von Julia Grobecker:

Spurensuche im Äther

„Wer in seine Vergangenheit schaut, verdient nicht, eine Zukunft vor sich zu haben, in die er schauen könnte.“

Verehrter Oscar Wilde, ich erlaube mir, einem der brilliantesten und geistreichsten englischen Autoren zu widersprechen. Was soll denn so verwerflich sein an einer Retrospektive in die persönliche Vergangenheit? Und wieso sollte ein solcher Rückblick gar für eine Zukunft disqualifizieren? Logisch wäre das nicht. Schließlich gedeiht die Zukunft am zuverlässigsten auf dem fruchtbaren Boden einer erfolgreichen Vergangenheit.

Mein Vater hatte sich schon einmal – es war im Jahr 2004 – auf seinen persönlichen Erinnerungspfad begeben und damit auch mich einen Blick in seine Lebensgeschichte werfen lassen. Auch damals hatte ich ihn durch mein ständiges Fragen und meine manchmal wohl penetrante Neugier bedrängt, seine Kindheitserlebnisse aufzuschreiben, die er mir unter dem Buchtitel „... manchmal war es sogar komisch“ gewidmet hatte. Darin ging es um seine Kindheit in Hamburgs schwersten Jahren zwischen 1939 und 1948. Für mich war das eine unvorstellbar weit zurückliegende Zeit, der Blick auf eine hinter einem Schleier verborgene irrealer Welt, die ich mir nicht vorstellen konnte und die für mich erst nach und nach Gestalt annahm.

Bei diesen „Reportererinnerungen“ war es etwas anderes. Als ich den Journalisten in meinem Vater wahrzunehmen begann, war er ja schon der „fertige“ Rundfunkreporter, den ich regelmäßig im Funkhaus an der Rothenbaumchaussee besuchen durfte, der mich an der geheimnisvollen Welt der Studios, Sendesäle und Übertragungswagen teilhaben ließ und mich gelegentlich mit kleinen Aufgaben betraute. Etwa, wenn ich im Abendjournal auf der Hamburg-Welle als „unsere jugendliche Filmkritikerin“ live aus dem Cinemaxx am Dammtor bestimmte Filme rezensieren durfte. Ich gebe zu: Mich interessierte mein erster Medienjob vor allem, weil mit der Aufgabe das Privileg auf Freikarten verbunden war.

Meine „Kinderarbeit“ gab mir erste prägende Einblicke in die Welt der Medien, Einblicke, die mich anderthalb Jahrzehnte später in meinen Beruf führten. Und die mich schließlich auch motiviert haben, meinen Vater so lange zu bedrängen, bis er sich endlich darauf einließ, einige seiner Erlebnisse als Radioreporter aufzuschreiben.

Einiges von dem, was er in diesem Buch zu Protokoll gegeben hat, kannte ich schon, weil ich es hautnah miterleben konnte. Das meiste aber stammt aus der Zeit, bevor wir uns „kennen lernten“, und vieles sogar, bevor wir einander überhaupt begegneten. Ich bin ja erst 1983 auf die Welt gekommen, als mein Vater schon 13 Jahre beim Norddeutschen Rundfunk hinter sich hatte.

Diese naturgegebene Erfahrungslücke hat mich angeregt, von Zeit zu Zeit auf „Spurensuche im Äther“ zu gehen und dadurch das eine oder andere ausgraben zu können, das ohne eine solche Recherche in diesem Buch vielleicht nicht festgehalten worden wäre. Vor allem hat es mich noch enger an das Radio herangeführt, das ich für eines der aufregendsten und kreativträchtigsten Medien in der Welt des Journalismus halte.

Ich freue mich, dass ich in die Entstehungsgeschichte dieser Reportererinnerungen von Anfang an eingebunden war. Und es erfüllt mich mit Stolz, dass mein Vater von Zeit zu Zeit meinen Rat suchte und ich die Texte lektorieren durfte.

Während der Arbeit haben wir auch über einen griffigen Titel für das Buch nachgedacht. „Radio-aktiv“ empfand ich als eine gelungene Schlagzeile, die das Anliegen der Erlebnisberichte gut transportiert und die neugierig gemacht hätte. Dann aber brachen die dramatischen Ereignisse im japanischen Fukushima über die Welt herein, und nach dieser Katastrophe verbieten sich alle diesbezüglichen spielerischen Andeutungen und Assoziationen, die das Unglück für einen billigen Effekt missbrauchen.

Wir haben uns schließlich für „On Air“ entschieden, das bei englischen und amerikanischen Sendestudios in gebieterischem Rot leuchtend signalisiert, dass live gesendet wird und rundherum Ruhe herrschen soll. „On Air“ halte ich auch deshalb für einen treffenden Titel, weil er auch als Bezug auf die Jahre gedeutet werden kann, in denen mein Vater als „fliegender Reporter“ für das NDR-Verkehrsstudio unterwegs war. Diese Arbeit war zehn Jahre lang so etwas wie ein Markenzeichen und hat ein Image geprägt, das bei älteren Hörern bis heute nicht verblasst ist.

Zur Einstimmung:

Zum ersten Mal „auf Sender“

„Man muss nicht unbedingt dumm sein – aber es hilft!“ Die Einschätzung, die ein Zeitungskollege meiner Berufswahl „Rundfunkreporter“ entgegenbrachte, war alles andere als aufbauend. Achselzuckend entgegnete ich ihm, ich wolle ja schließlich kein Sportjournalist werden. Das nahm er übel, weil er in der Sportredaktion einer großen Zeitung sein Geld verdiente – er sprach schon Anfang der siebziger Jahre von seinem „Print-Medium“, was er für attraktiver hielt – und verbrachte seine Zeit am Sonntagabend damit, irgendwelche Zahlen aufzuaddieren und damit Kickererfolge oder -niederlagen in Tabellen umzusetzen und sich langatmig darüber auszulassen, wie eine Zerrung am Oberschenkel die Spielfreude eines Stürmers beeinträchtigt.

Rundfunk – das war für mich seit der Zeit des durch vier Paukenschläge eingeleiteten „Germany Calling“ ein Faszinosum. Nicht, weil es verboten war, „solche Sendungen“ zu hören, sondern weil ich irgendwie spürte, dass es möglich war, auf geheimnisvollen Wellen Informationen zu transportieren, die zu verbreiten bestimmten „Machthabern“ offenbar gefährlich werden konnten. Als noch aufregender empfand ich die Möglichkeit, auf diesen Wellen auch Musik übertragen zu können, zu der ich mich hingezogen fühlte, seit ich meinen ersten Akkordeonunterricht erhalten hatte und mich für dermaßen begabt hielt, dass ich daraus eine berufliche Perspektive ableiten zu können glaubte. Musiker beim Rundfunk – das war es, was mein Leben bestimmen sollte.

Die Sache lief sogar gut an: Als Zehnjähriger bekam ich vom Nordwestdeutschen Rundfunk eine Einladung zum Vorspielen, das in einer Villa an der Rothenbaumchaussee gegenüber dem Funkhaus stattfand. Tatsächlich hatte ich ein paar Wochen später meinen ersten Live-Auftritt im Kinderfunk des damaligen NWDR. In weißen Kniestrümpfen, über denen die Knie ein wenig schlotterten, stand ich zu ersten Mal vor einem Rundfunkmikrofon und spielte brav irgendein Stückchen, das ich mir selbst ausgesucht und zwei Wochen lang täglich geübt hatte. Der Besuch bei dem älteren Herrn, der die „Prüfung“ abgenommen und meinem Auftritt zugestimmt hatte, wäre um ein Haar so etwas wie eine Schicksalsbegegnung für mich geworden. Er hatte sich meine Hände angesehen und sie für geeignet befunden, mehr daraus zu machen als das Werkzeug

eines Akkordeonspielers. „Mit diesen Händen“, hatte er zu meiner Mutter gesagt, die mich in die Villa an der Rothenbaumchaussee begleitet hatte, „muss der Junge Geiger werden. Ich könnte Ihnen einen unserer Musiker aus dem Sinfonieorchester empfehlen, der ihm Unterricht erteilen könnte, und auch ein geeignetes Instrument würde zur Verfügung stehen.“

Vielleicht hätte mir das sogar gefallen können. Aber meine Mutter, eine solide Handwerkerfrau, die beste aller denkbaren Mütter, aber nicht immer sicher in ihrem künstlerischen Urteil, hatten andere Vorstellungen von der Zukunft ihres Sohnes. „Nein“, antwortete sie gebieterisch, „es bleibt beim Akkordeon!“

Später hat sie mir einmal gebeicht, welchen Grund sie für ihre strikte Ablehnung gehabt hatte: „Beim Üben quietscht die Geige immer so!“. Außerdem liebte sie „La Paloma“ über alles, und das klang nun einmal auf der „Quetschkommode“ authentischer als auf der Violine. Vielleicht hat sie mir durch ihr striktes Nein das Schicksal erspart, meinen Lebensabend als Stehgeiger in irgendeinem Kaffeehaus zu fristen.

Wer der freundliche ältere Herr war, der mir die Möglichkeit meines ersten Rundfunkauftritts verschafft hatte, sollte sich mir erst sehr viel später erschließen: Es war der legendäre Hans Bodenstedt, der erste Direktor der Nordischen Rundfunk AG (NORAG), der wie nie ein Intendant nach ihm den Rundfunk geprägt und dessen vielfältige Möglichkeiten ausgelotet hat, der dem jungen Medium Inspirationen eingehaucht hat wie kein anderer nach ihm. Nach dem Krieg hatte er vorübergehend die Leitung des ihm am Herzen liegenden Kinderfunks übernommen.

Hans Bodenstedt war auch der „Erfinder“ der langlebigsten Hörfunksendung der Welt, des 1929 vom Stapel gelaufenen Hamburger Hafenkonzerts, das noch heute regelmäßig gesendet wird, und das ich knapp zwanzig Jahre lang bis zum Ende meiner aktiven Berufszeit leiten durfte.

In einem gewissen Sinn hat sich für mich mit Hans Bodenstedt ein Kreis geschlossen.

Ausgerechnet Oper . . .

Vom Segen eines Zufalls

Meine beiden ersten Tage bei „Mutter NDR“ hatte ich ohne nennenswerte Einbrüche und die daraus resultierende Häme von Kollegen, die durch „den Neuen“ ihre Pfründe gefährdet sahen, hinter mich gebracht.

Nichts Glanzvolles, was man dem Anfänger in einem neuen Medium anvertraut hätte, eher Langweilig-Handfestes: Eine Pressekonferenz des DRK und eine andere des Hamburger Verkehrsverbundes, auf der sich – wie das auf den meisten Pressekonferenzen zu sein pflegt – Leute, die sonst nicht viel zu sagen haben, einmal ihm Jahr der Öffentlichkeit präsentieren dürfen. „Bilanz ziehen“ nennen sie das Ritual. Auch für einen Novizen auf der journalistischen Bühne ist das kaum etwas anderes als eine Fingerübung für einen Pianisten. Aus den von PR-Leuten im Sinne ihres Unternehmens vorbereiteten „Waschzetteln“ sind ohne, dass man sich anstrengen oder gar eine eigene journalistische Leistung einbringen müsste, leicht ein paar Fragen für ein Vier-Minuten-Interview herauszufiltern, die der Protagonist der Pressekonferenz gern beantworten möchte. Die meisten „Gesprächspartner“ fallen darauf herein! Bei einem Anfänger darf man das mit einem milden „na, ja“ quittieren. Aber es ist deprimierend zu erleben, wie einige Vertreter der Spezies „Reporter“ diesen Anfängerfehler bis ans Ende ihres Berufslebens nicht ablegen.

Die beiden ersten Tage in meinem neuen Metier waren also problemlos verlaufen und abgehakt. Problemlos für einen jungen Reporter vor allem auch deshalb, weil die Interviews aufgezeichnet wurden und damit im begrenzten Umfang mit der Hilfe einer versierten Cutterin korrigiert werden konnten. Nicht, dass diese guten Geister des Sendebetriebs in der Lage gewesen wären, aus einem schlechten Interview ein gutes herauszuzaubern. Aber eine kleine Schönheitsoperation sollte ihnen schon gelingen: Kleinere „Haker“ glätten, auch schon mal – wenn es die Zeit bis zum Beginn der Sendung zulässt – etwas umzustellen, damit die Sache etwas „runder“ wird und der Mangel einer schlechten Gesprächsführung durch den Reporter nicht sofort auffällt, oder auch große Versprecher und kleine „Ähs“ herausnehmen, was manchmal zeitaufwändiger ist als es sich der Laie vorstellt.

„Verzeihung, wenn ich sie nicht beleidigt habe:

Zynismus als Markenzeichen

Sicher: Der Mann konnte fies sein. Aber er war es auf eine brillante und unterhaltsame Art. Etwas sensibler ausgedrückt: Er war ein Zyniker. Aber ein guter!

Irgend ein Literat hat einmal den denkwürdigen Satz geprägt: „Wenn heiße Gefühle kalt geduscht werden, dann entsteht Zynismus!“

Ich weiß nicht, wer Henri Regnier die edleren Gefühle weggeduscht hatte, aber ihm gebührt auf jeden Fall der Dank all derer, die verletzend-spöttischen Bemerkungen, wenn sie nur elegant geschliffen sind, etwas abgewinnen können. Das waren nun nicht gerade diejenigen, die in Regniers unmittelbarem Dunstkreis saßen und auf die er als seine engsten Mitarbeiter jederzeit Zugriff hatte. Ich gehörte nicht in diese Hierarchie und war deshalb aus der Schusslinie. Alle vierzehn Tage trottete ich in sein Büro, um als Freier Mitarbeiter einen Auftrag abzuholen. Einen Auftrag direkt von ihm zu bekommen, war so etwas wie ein Ritterschlag für einen jungen Journalisten. Meistens war er mit den Ergebnissen meiner Bemühungen zufrieden. Wahrscheinlich, weil ich mit meinen manchmal spitzen Glossen seinen Geschmack traf.

Henri Regnier war Leiter der Unterhaltungsabteilung und residierte im schönsten Büroensemble, das der Norddeutsche Rundfunk damals anzubieten hatte: Auf dem Gelände zwischen dem Mittelweg und der Rothenbaumchaussee stand ein flacher Bau, der wohl einst als Remise für eine der herrschaftlichen Villen gedient hatte, die vor dem Krieg in Harvesthude standen, und das wir respektvoll ‚unser Unterhaltungsschlösschen‘ nannten. Leider ist dieses nostalgieträchtige Juwel aus besseren Radiozeiten modernen Studios zum Opfer gefallen.

Dabei verknüpfen mit dem ‚Schloss‘ viele Kolleginnen und Kollegen ‚von damals‘ Erinnerungen an eine überaus kreative Zeit der Hörfunk-Unterhaltung, deren Spiritus Rector der gelehrte Verlagslektor Henri Regnier war. Hier wurden Sternstunden der Rundfunk- und Fernsehunterhaltung erdacht und bis zur Sendereife entwickelt: Die Radiosatire ‚Adrian und Alexander‘ von und mit Wolfgang Menge, der auch das ‚Ekel Alfred‘ erfunden hat, das Fernsehkabarett ‚Die Rückblende‘ mit dem damals noch unbekanntem Hans Rosenthal, der auch die in Hamburg produzierte Sendung ‚Allein gegen Alle‘ moderierte, oder ‚Kennen Sie Kino?‘ mit Hellmut Lange.

So wie Regnier gestrickt war, konnten auf Dauer Konflikte mit der Obrigkeit nicht ausbleiben. Die Fernseh-Satire-Reihe ‚Hallo Nachbarn‘, hervorragend präsentiert von dem Schauspieler Richard Münch, führte immer wieder zu Kontroversen, in die sich zunehmend auch die von den Parteien dominierten Rundfunkgremien einschalteten. Diese Gremien verstanden sich selbst als Vertreter der ‚relevanten gesellschaftlichen Gruppen‘, was ihnen unseren Spott als ‚Relewanzen‘ einbrachte.

Je dicker ein Opfer war, das Henri Regnier seinem beißenden Spott aussetzte, desto dünnhäutiger reagierte es manchmal. Bundeskanzler Ludwig Erhard – und das ist nur ein Beispiel – fühlte sich ein Jahr vor seinem Rücktritt durch ‚Hallo Nachbarn‘ so abgrundtief beleidigt, dass es zum Eklat kam und Regnier nach heftigen Angriffen aus der Politzene 1965 gezwungen war, die Sendung abzusetzen.

Der Sünder nahm’s gelassen. Er hielt sich an die Erkenntnis des Mathematikers und Aphoristikers Helmar Nahr, Ironie sei die Rache des menschlichen Geistes an der uneinsichtigen Gesellschaft. Und er sagte das auch. Diese Gelassenheit imponierte mir. Er verspritzte sein Gift weiterhin mit einer unübersehbaren Attitüde des Elitären.

Er war der jüngere Bruder des Schauspielers Charles Regnier. Ihm ähnelte Henri so auffällig, dass er ihn ohne weiteres hätte doubeln können. Denn nicht nur äußerlich sah er seinem Bruder zum Verwechseln ähnlich, auch seine Stimme und die Diktion, die immer etwas blasirt herüber kamen, glichen der des Schauspielers.

Mir gefiel der Mann. Spätestens seit seinem Auftritt auf einem Abendempfang des NDR, von uns respektvoll als ‚die Firma‘ titulierte, war mein Verdikt unumkehrbar.

Eine Geschichte verdient festgehalten zu werden:

Etwa 200 Gäste waren ins Funkhaus gekommen. An den Anlass für die Einladung kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber es war wohl dieselbe Meute von Semi-Prominenz und professionellen Freitischempfängern gekommen, die immer kommt, wenn sie eine Chance wittert, sich selbst darstellen zu können, wichtigtuerisch herumzugockeln und sich dabei noch die Backen mit Häppchen vollzustopfen, um das Ganze anschließend mit mehr oder weniger edel Perlendem hinunterzuspülen.

Henri Regnier muss das genau so empfunden haben. Er hatte eine Zeitlang gelangweilt herumgestanden, mit dem einen oder anderen ein paar Worte gewechselt, und er war sichtlich genervt von den Belanglosigkeiten, die auf solchen Stehempfängen meistens ausgetauscht werden. Unvermittelt ging er zu einem Tisch, auf dem er sein Weinglas abgestellt

Mit ‚ADAC 25‘ in der Luft:

Von Grenzverletzungen, Pflaumenkuchen und Aprilscherzen

Für die fliegenden Einsätze des Verkehrsstudios hatte der Norddeutsche Rundfunk die Kooperation mit dem schon damals ebenso mächtigen wie wohlhabenden ADAC gesucht: Der erklärte sich nämlich bereit, an jedem Wochenende zwei Flugzeuge zu chartern, die für die Verkehrsbeobachtung eingesetzt wurden. Der NDR sorgte für das technische Equipment, mit dem die Maschinen ausgestattet werden mussten, und er schickte einige Freiwillige aus seiner Reporterriege in die Luft.

Ich empfand das als einen Glücksfall, und so war ich der Erste, der sich für den Wochenend-Einsatz als „fliegender Reporter“ meldete. Das war nicht nur ein Job, der Spaß machte, sondern der obendrein auch noch recht gut bezahlt wurde. Was konnte einem Freien Mitarbeiter, der ich von 1970 bis 1974 war, bevor ich in die Festanstellung ging, Besseres passieren?

Auch dem Automobilclub konnte nichts Besseres passieren. Der ADAC hatte es mit einem sicheren Gespür für Werbewirksamkeit durchgesetzt, dass unsere Maschinen als „ADAC 25“ und „ADAC 30“ starten durften und wir dieses Kennzeichen auch in der Kommunikation mit den Flugleitstellen nutzen durften. Wenn wir in die Hamburger Kontrollzone einfliegen wollten, mussten wir uns nicht mit unserem offiziellen Kennzeichen „Delta – Mike – Romeo“ identifizieren, sondern wir meldeten uns grundsätzlich mit „Hamburg Tower – this is ADAC two five.. Over!“ Und der Controller im Tower antwortete brav: „ADAC two five – go ahead!“

Auch wenn uns der Studio-Moderator über den Sender rief, sprach er uns mit „ADAC 25“ an. An Wochenenden mit großem Verkehrsaufkommen ging damit der Name des Clubs an die 80 Mal über den Sender. Nach meiner Einschätzung wog der Werbeeffect die Charterkosten für die Flugzeuge ganz locker auf.

Unsere Einsätze „für die Verkehrssicherheit“, die uns eine Reihe offizieller Ehrungen eingebracht hatten, wurden auch von „höheren Stellen“ gewürdigt. Im Luftraum genossen wir einige Privilegien, die andere Privatpiloten nicht für sich in Anspruch nehmen durften. Wenn viel los war auf dem Hamburger Flughafen, der sich damals noch nicht



Die Einsätze über Schleswig-Holstein und das nördliche Niedersachsen waren für die Reporter, was die Schule versäumt hatte: Nachhilfe in Heimatkunde.

weltstädtisch Hamburg Airport nannte, und die Start- und Landebahnen vom kommerziellen Verkehr voll ausgelastet waren, erlaubte uns die Luftaufsicht, in bestimmten Situationen auf einem der Taxiways zu landen, also auf einem nach den Start- und Landebahnen führenden Rollweg, um schnell auftanken und wieder in die Luft gehen zu können.

Wir durften auch nach vorheriger Anmeldung in die ADIZ einfliegen, was anderen Flugzeugen nicht erlaubt war. Das Kürzel stand für „Air Defence Identification Zone“ und bezeichnete einen Streifen entlang der „Zonengrenze“. Die ADIZ war von der NATO eingerichtet worden; ihre Mißachtung löste sofort Alarm aus. Wir sind nach entsprechender Anmeldung häufiger in den Sicherheitsstreifen eingeflogen. Bei der Gelegenheit konnten wir immer einen ganz guten Einblick in die „Sicherungsmaßnahmen an der Staatsgrenze“ auf der anderen Seite gewinnen und die Grenzer auf ihren Wachtürmen beobachten.

Einmal haben wir uns einer „Grenzverletzung“ schuldig gemacht. Wir flogen ja nach VFR-Regeln, nach „Visual Flight Rules“, und da ist es mei-

„Ende der Audienz“:

Magenknurren im ‚Landhaus‘ und kein Hochzeitsdrink

Geiz ist eine Eigenschaft, mit der ich nur schwer umgehen kann. Aber es gibt eine Form von Geiz, die bei allem verachtenswerten Beigeschmack eine komische Seite hat. Hermann Rockmann war geizig, extrem geizig. Alle wussten das, aber es wurde irgendwie als so etwas wie sein Markenzeichen akzeptiert. Ihm selbst war diese Ausprägung seines Charakters offenbar nicht bewusst, und er hätte den Verdacht, geizig zu sein, wohl auch energisch zurückgewiesen. Er würde vielleicht geantwortet haben, er sei bei Geldausgaben eben äußerst zurückhaltend und misstrauisch. Dazu hatte er sogar einen Grund: Einmal hatte er sich mit Aktien verspekuliert, als ihm ein Kollege aus der Wirtschaftsredaktion geraten hatte, er müsse ‚Bremer Wolle‘ kaufen. Eine glatte Fehlspekulation! Der Verlust hatte sein Misstrauen noch verstärkt. Aber geizig? Nein, als geizig hat er sich nie empfunden. Molière könnte ihm die Erkenntnis auf den Leib geschrieben haben, Geiz – „das ist für den Geizigen keine Plage, sondern ein Genuss. Das können nur die Geizigen ganz verstehen!“

Diese Bemerkung vorweg geschickt, mag die Preisgabe einer kleinen Episode nicht als despektierlich erscheinen lassen, die ich mit Rocky in meiner Anfangszeit beim NDR erlebte. Wir hatten ein ‚Hamburger Hafenkonzert‘ vorzubereiten, das wir aus Travemünde senden wollten. Verabredet waren wir mit dem Kurdirektor, und Rockmann hatte schon tagelang vorher angekündigt, mich anschließend zum Essen in sein Sommerhaus in Niendorf an der Ostsee einladen zu wollen.

Ich wusste damals noch nicht viel über Rockys Marotten, und ich wusste auch nichts von seinem besonderen Fahrstil, dem ich mich auf der Autobahn nach Lübeck in seinem Audi anvertrauen musste. Auch am Steuer rauchte er permanent Zigaretten. Aber er lehnte es ab, sich Feuer geben zu lassen. Das ging dann so: Mit der Rechten schob er eine Zigaretenschachtel an den Mund und holte sich mit den Lippen einen Glimmstengel heraus. Dann angelte er sich sein Feuerzeug aus irgendeiner Tasche, und während er sich die Zigarette anzündete, klemmte er den Ellenbogen seiner Holzarms in die Lenkradspeichen, um so den Wagen auf Kurs zu halten. Und das bei gefühlten 200 Km/h; denn er liebte es, in der Manier eines Draufgängers zu fahren. Der Adrenalinspiegel seines Begleiters auf dem Beifahrersitz interessierte ihn dabei nicht.

Wenn er während der verwegenen Fahrt nicht gerade damit beschäftigt war, Qualm in sich hineinzusaugen, redete Rockmann fortwährend über sein Haus an der Ostsee, das er sein ‚Landhaus‘ nannte. Ich wusste von Kollegen, die schon das Vergnügen gehabt hatten, dorthin eingeladen zu werden, dass die Bezeichnung ‚Landhaus‘ etwas hoch gegriffen war. Einmal hatte er vier oder sechs Glückliche ein halbes Jahr vor dem gesetzten Termin zu einem Erdbeerfest nach Niendorf eingeladen und die Einladung sechst Monate lang immer wieder wortreich bekräftigt. Um sich so recht in Szene zu setzen, hatte er sich bei einem Spezialversand einen Gimmick besorgt: Erdbeersamen, von denen der Hersteller in seiner Gebrauchsanweisung versprach, die Früchte emsigen Bemühens würden so groß werden wie Tomaten. Aber Rocky hatte Pech oder etwas falsch gemacht: Seine Erdbeeren jedenfalls hatten zur Erntezeit nur die Größe von Bickbeeren, und sie waren ungefähr so sauer wie Stachelbeeren. Welch ein Glück, dass er bei ‚1000 Töpfe‘ eigens für diesen Tag noch zwei preiswerte Zuckerstreuer erworben hatte.

Des Chefreporters Erdbeerfest war im Funkhaus lange Zeit Gesprächsstoff mit hohem Amüsierpotenzial. Und beiläufig war dabei auch immer wieder über das ‚Landhaus an der Ostsee‘ gesprochen worden. Ich durfte also gespannt sein.

Nach dem Vorbereitungsgespräch in Travemünde freute ich mich auf die Essenseinladung von meinem Chefreporter, die ich irgendwie auch als Auszeichnung verstand.

Wir fuhren ein Stück an der Ostseeküste entlang und bogen dann links ab in eine Siedlung mit hölzernen Gartenlauben. Rocky hielt vor einem kleinen Tante-Emma-Laden an der Einfahrt zur der ‚Laubenpieperkolonie‘. Er stieg aus und sagte, er wolle uns jetzt erstmal was Ordentliches zum Essen besorgen. Als er aus dem Geschäft zurückkam, hatte er sich eine Tüte unter den Arm geklemmt, in der ich zwei halbe Hähnchen oder sonst wie Sättigendes vermutete; denn mein leerer Magen machte sich am frühen Nachmittag langsam doch bemerkbar.

Das ‚Landhaus‘ war – wie ich erwartet hatte – ein kleines Gartenhäuschen, etwas muffig, aber durchaus gemütlich. Nachdem Rocky erstmal kräftig gelüftet hatte, öffnete er seine Einkaufstüte – so eine Art Wundertüte für einen hungrigen Mitarbeiter. Was er aus dieser Tüte dann allerdings hervorzauberte, war ziemlich ernüchternd: Drei oder vier Pakete Salzstangen und zwei kleine Flaschen Holsten Edel, über das damals der ironisch-abwertende Slogan im Umlauf war „Holsten knallt am dollsten!“.